

Rachel van Kooij: Eine Handvoll Karten

Wien 2010 (Jungbrunnen)

Rachel van Kooij erzählt die Geschichte der Familie Goldstein in der holländischen Stadt Breda. Im Oktober 1942 wird Silvain Goldstein deportiert, einen Monat später werden seine Frau Rosa und die beiden Töchter Leny und Carry nach Auschwitz gebracht und dort sofort ermordet.

Die chronologische Erzählung setzt mit der Geburt von Leny am 23. November 1929 ein. Sie steht im Mittelpunkt des Interesses; ihre Postkartensammlung ist biographischer Ausgangspunkt und gibt dem Roman den Titel. Familie Goldstein ist eine wohl situierte bürgerliche Familie; der Vater arbeitet als erfolgreicher Vertreter, neben der Familie gilt seine ganze Liebe dem Klavier; deshalb darf auch Leny Klavierspielen lernen. Rosa Goldstein umsorgt ihre Kinder und hält freundlichen Kontakt mit der großen Verwandtschaft. Leny und ihre zwei Jahre jüngere Schwester Carry wachsen behütet in der Wärme der Familie und ihrer Wohnumgebung auf, voll guter Voraussetzungen für ihre Zukunft. Der erste Schultag in der Volksschule, das Fest zur Geburt der Prinzessin Beatrix, Schultheateraufführungen, Besuche bei Verwandten sind lauter Ereignisse, die den ruhigen Alltag fröhlich färben.

Der Beginn des Krieges in Holland im Mai 1940, die deutsche Besetzung von Breda, die Tage der Flucht stellen zwar momentan eine massive Verunsicherung der Familie dar, aber nach kurzem läuft das gewohnte Leben fast ungestört weiter. Auch die ersten Verordnungen gegen jüdische Bürger werden noch nicht als Bedrohung gesehen, nur als integrierbare Unannehmlichkeiten. Erste große Schmerzen bereitet Leny, dass sie trotz bestandener Aufnahmeprüfung nicht ins Gymnasium gehen darf; dem folgen weitere Verbote (Bibliothek, Stand, Rad fahren etc.). Als ein Nachbarmädchen, die Tochter eines Nationalsozialisten, Leny mit dem Pferd verfolgt, spürt sie zum ersten Mal Lebensbedrohung. (Um die Eltern nicht zu belasten, verschweigt sie das Ereignis.) Ab Herbst 1941 folgen, Schritt für Schritt, immer mehr Einschränkungen und Demütigungen der jüdischen Bevölkerung. Trotzdem nehmen die Eltern das Angebot, versteckt zu werden, nicht an – es sei für alle Beteiligten viel zu gefährlich. Die große Wohnung muss verlassen, alle Gegenstände müssen akribisch genau registriert werden, nur was in zwei Koffern Platz hat, darf die Familie mitnehmen. Nach ein paar Wochen in enger Behausung wird der Vater in ein Arbeitslager beordert; einen letzten Briefgruß schickt er vor dem Abtransport in den Osten. Zwei Monate später erhält die Mutter den Befehl, sich mit Leny und Carry am Bahnhof einzufinden. Die Fahrt endet in Auschwitz.

Beim Lesen entsteht Nähe zu Leny, auch wenn ein so behütetes, auf Familie, Lernen und Artigsein konzentriertes Leben für heutige Jugendliche kaum mehr vorstellbar sein mag. Die Eltern sind darauf bedacht, nach jedem Schrecken, nach jeder neuen Verordnung gegen Juden, nach jedem weiteren Schritt der Demütigung wieder geordnetes Leben herzustellen: Als das Klavier entfernt werden muss, drapiert die Mutter über die leere Stelle ein Tuch und stellt einen Blumenstock in die Lücke; als die Kinder nicht mehr in die Schule gehen dürfen, wird zu Hause strenges Lernen eingeführt; als andere Kinder nicht mehr zu Lenys Geburtstag kommen, erklärt die Mutter, Leny sei schon zu groß für ein Kinderfest und backt einen Sparkuchen für ein Erwachsenen-Teekränzchen. – Das Ausmaß der Bedrohung ist auch für die Eltern nicht vorstellbar, daher bemühen sie sich, mit den immer enger werdenden

Lebensbedingungen zurecht zu kommen und Angst vor allem von den Kindern fern zu halten.

Die grandiose Leistung der Eltern, die zunehmende Einengung aller Lebensmöglichkeiten zu kompensieren, weckt beim Lesen Staunen und große Achtung vor diesen Menschen.

Doch der ganze Roman ist auf das Ende hin konzipiert. Jede wieder hergestellte Ordnung des Alltags wirkt wie ein retardierendes Moment; jeder Gedanke an Zukunft liest sich wie ein didaktischer Stolperstein: Rosa erklärt ihren Kindern, dass sie alt werden möchte und sich ihre Enkel vorstellt – sie wird nie welche haben. Als das Dienstmädchen kündigt, findet der Vater beruhigend, es sei ja gut, wenn die Töchter kochen, waschen, bügeln lernen – sie werden es nie brauchen. Carry gibt – bis zu ihrer Rückkehr – ihre Puppe in die Obhut der Nachbarn – sie wird sie nicht abholen. Leny wird nie in ihren neuen Badeanzug hineinwachsen. Was der Familie bevorsteht, scheint Leny nicht zu ahnen. Rachel van Kooij beschreibt nur die Gefühle, die vom jeweiligen Augenblick ausgelöst werden – die Freude über ein Buch zum Geburtstag; die Tränen beim Abschied vom Vater; die Wut auf den gelben Fleck, den die Mutter auf jedes Kleidungsstück nähen muss; das Entsetzen, als Carry und sie von einem Pferd attackiert werden und die junge Reiterin schreit: „Wusste nicht, dass dicke Judenmädchen so schnell laufen können.“

Mehr erfahren wir über Lenys Gefühls- und Gedankenwelt nicht. Vom Tod scheint sie nichts zu ahnen.

Umso mehr wächst in uns beim Lesen die Furcht davor, welchem Grauen die Familie entgegengeht. Das Vorwort – die Entstehungsgeschichte des Romans – benennt das Ende bereits: „Leny ... wurde ermordet.“ Des Anfangskapitels hätte es nicht mehr bedurft; es trägt den Titel „Die letzten Minuten“ und beschreibt die sich drängenden Menschen unter der Dusche der Gaskammer. Hier überschreitet die Autorin die Grenze des Erzählbaren. In die Gaskammer reicht keine Sprache.

In dem Konzept auf das Ende hin besteht eine Gefahr: Wieder einmal wird unser Interesse an jüdischem Leben durch die Vernichtung dieses Lebens bestimmt.

Christine Czuma